

Carsten Herrmann-Pillath

Wachstum, Macht und Ordnung

Eine wirtschaftsphilosophische Auseinandersetzung
mit China

Metropolis-Verlag
Marburg 2015

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Metropolis-Verlag für Ökonomie, Gesellschaft und Politik GmbH

<http://www.metropolis-verlag.de>

Copyright: Metropolis-Verlag, Marburg 2015

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-7316-1108-0

Vorwort

Dieses Buch ist die Summe aus einer dreißigjährigen Beschäftigung mit der chinesischen Wirtschaft und Kultur. Es baut in vielerlei Hinsicht auf mein Buch von 1991 auf: *Institutioneller Wandel, Macht und Inflation in China. Ordnungstheoretische Analysen zur Politischen Ökonomie eines Transformationsprozesses*. Dieses Buch war unter dem Eindruck des 4. Juni 1989 geschrieben worden und sah China, ganz im Einklang mit vielen chinesischen Intellektuellen und einer großen Zahl westlicher Kommentatoren, in einem fundamentalen Dilemma. Ich habe dieses Dilemma damals auf das ‚Paradox des Föderalismus‘ reduziert: Die Dynamik, aber auch die Probleme der chinesischen Transformation zur Marktwirtschaft resultieren aus dieser Sicht daraus, dass die politische Zentrale lokale Instanzen nur unzureichend regulieren kann, dass sie aber gleichzeitig deshalb nicht in der Lage ist, dieses Problem systematisch zu lösen, weil aus politischen und kulturellen Gründen der Übergang zu einem föderalen System ausgeschlossen ist.

Seitdem hat sich China zu einem vielfach bestaunten ‚Wirtschaftswunder‘ gemausert. Mitte der neunziger Jahre wurde die fiskalische Krise des Zentralstaates durch eine radikale Steuerreform gelöst. Bis heute beobachten wir einen Parallelprozess, der für viele westliche Beobachter nur schwer verständlich ist: Nämlich den kontinuierlichen Ausbau der Marktwirtschaft, bei gleichzeitiger Stärkung zentralstaatlicher Macht in einem autoritären Ein-Parteiensystem. Gleichzeitig besteht ein weitestgehender Konsens in der wissenschaftlichen Analyse der chinesischen Wirtschaftsentwicklung darin, dass der Wettbewerb zwischen den der Zentrale nachgeordneten Gebietskörperschaften die Wirtschaftsdynamik Chinas antreibt.

In diesem Buch möchte ich nun die These entwickeln, dass China längst in einem institutionellen Gleichgewicht angelangt ist. Offiziell setzt China seine ‚Reformen‘ fort, die nun schon mehr als eine Generation seit 1978 andauern. Daraus aber zu schließen, dass noch weitreichende revolutionäre Veränderungen zu erwarten sind, was die wirtschaftliche Ordnung anbetrifft, wäre wohl verfehlt. Das erreichte institutionelle Gleich-

gewicht bezeichne ich als den ‚Wirtschaftsstil‘ Chinas. Dieses Buch kann also auch als ein Beispiel dafür gelesen werden, wie die Rekonstruktion eines Wirtschaftsstils methodisch vonstatten geht. Das Konzept des ‚Wirtschaftsstils‘ war in den 1920er und 1930er Jahren in der deutschsprachigen Nationalökonomie entwickelt worden; Alfred Müller-Armack, der Begründer der Idee der ‚Sozialen Marktwirtschaft‘, verstand diese als einen ‚Wirtschaftsstil‘. Die aktuelle Relevanz dieses Konzepts liegt meines Erachtens darin, dass es explizit die beiden Perspektiven und Methoden der Kulturwissenschaft und der Wirtschaftswissenschaft verbindet. Damit erhebt das Buch aber auch einen Anspruch, der über die Analyse des chinesischen Falles hinausgeht: Ich möchte zeigen, dass ökonomische Analyse immer auch kulturwissenschaftliche Bezüge in wesentlicher Form herstellen muss, um die ‚wirtschaftliche Wirklichkeit‘ (Eucken) begreifen zu können.

Diese methodische Dimension wird schon im Titel des Buches deutlich: Wirtschaftsstile sind nur durch einen philosophischen Zugang identifizierbar. Daher firmiert dieses Buch auch als ‚wirtschaftsphilosophisches‘ – weder als ‚wirtschaftswissenschaftliches‘ noch als ‚chinawissenschaftliches‘. Das mag verwirren, aber wird leicht plausibel, wenn wir die paradoxe Rolle Chinas in der heutigen Weltgesellschaft bedenken. Denn China wird ‚im Westen‘ inzwischen als ein *enfant terrible* wahrgenommen: Ein kommunistischer Staat mit einer sich immer weiter entfaltenden kapitalistischen Wirtschaft, der auf dem Wege ist, Wirtschaftsmacht und politische Macht in einer hegemonialen Position zu vereinen. Wir müssen uns also fragen, was die Besonderheit Chinas ausmacht, und vor allem, ob uns vielleicht eigene Vorurteile davon abhalten, diese Besonderheiten angemessen zu verstehen. Die Befassung mit China ist also, genauso wie schon im Europa der Aufklärung, tatsächlich auch ein Akt der Selbstbesinnung. Eben aus diesem Grunde aber ist eine philosophische Sicht unabdingbar. Deshalb ist dieses Buch eine ‚Auseinandersetzung‘: Ich präsentiere keine ‚Ergebnisse‘ der Forschung, sondern entwickle Argumente und Gedanken, die auch die Leserin in dieser Auseinandersetzung engagieren sollen, sie selbst anregen sollen, sich auf die Suche nach eigenen Positionen zu begeben.

Konkreter ergibt sich das Erfordernis wirtschaftsphilosophischer Reflexion aus zweierlei Gründen. Der erste akzentuiert die methodologischen Probleme, die sich aus der Anwendung wirtschafts- und sozialwissenschaftlicher Begriffe auf China ergeben. Das Studium Chinas ist dann

einfach ein Fallbeispiel für das Erfordernis, theoretische Konzepte ‚mittlerer Reichweite‘ zu entwickeln, angesichts des Versagens allgemeingültiger Theorien der Erklärung wirtschaftlicher Prozesse. Insofern agiert die Wirtschaftsphilosophie hier in einem wissenschaftstheoretischen Modus. Ich werde in diesem Buch freilich nicht explizit wissenschaftstheoretisch argumentieren, um es nicht konzeptionell zu überfrachten: Aber wir werden uns damit auseinandersetzen müssen, dass jeder unserer fundamentalen Begriffe, mit denen wir wirtschaftliche und soziale Wirklichkeit beschreiben, in Frage gestellt werden muss. Was ist ‚Familie‘? Was ist ‚Religion‘? Was ist ein ‚Unternehmen‘? Was ist ein ‚Staat‘? Alle diese Begriffe sind letztendlich selbst in räumlich und zeitlich besonderen kulturellen Konstellationen verwurzelt, und es ist ungemein schwierig (ich würde sagen, aus prinzipiellen Gründen sogar unmöglich), die wissenschaftliche Analyse von dieser Einbettung zu befreien. Die philosophische Reflektion und Auseinandersetzung ist in diesem Sinne mit Wittgenstein das einzige Heilmittel, um uns vor Fehlurteilen zu bewahren, die aus den Grenzen unserer Sprache resultieren: Dies aber auf keinen Fall im Sinne einer Lösung, also der Schaffung einer ‚idealen Sprache‘, in der solche Begriffe wie ‚Religion‘ oder ‚Unternehmen‘ eine zeitlich und räumlich universale Bedeutung gewinnen!

Das bedeutet aber auch, dass jeder Begriff, den wir vermeintlich neutral einsetzen, um Wirklichkeit zu beschreiben, selbst eine normative Fundierung besitzt. Das ist der zweite Grund, warum wir wirtschaftsphilosophisch argumentieren müssen. Die Philosophie besitzt die wesentliche Aufgabe, die normative Dimension nicht nur der Methoden, sondern auch der realen Phänomene aufzuzeigen, die wir mit unseren ‚wissenschaftlichen‘ Methoden greifen wollen. Ein Begriff wie ‚Staat‘ ist nicht nur deskriptiv, sondern wird von den beteiligten Akteuren selbst eingesetzt, um Wirklichkeit zu gestalten. Deswegen ist die kulturwissenschaftliche Perspektive so unerlässlich, denn wir treffen zu allererst einmal auf ein Übersetzungsproblem: Meinen Chinesen dasselbe, wenn sie von ‚Staat‘ sprechen, wie ein deutscher Betrachter Chinas? Hinter diesen Übersetzungsproblemen versteckt sich aber das fundamentalere Problem der normativen Bindung aller Konzepte, die wir verwenden, um das zentrale Phänomen zu beschreiben, das auch im Mittelpunkt der chinesischen Reformen steht: die Institutionen. Begriffe wie ‚Staat‘, ‚Familie‘ oder ‚Unternehmen‘ tauchen an wesentlicher Position in Beschreibungen und Selbstbeschreibungen von Institutionen auf, und sie haben in der Wirk-

lichkeit der Akteure die Funktion, Bindungskraft der Institutionen herzustellen. Diese Funktion der Begriffe müssen wir wirtschaftsphilosophisch eruieren. Gelingt uns das, gelangen wir zu einer Beschreibung des chinesischen Wirtschaftsstils. Deshalb ist der ‚Wirtschaftsstil‘ kein ökonomisches Konzept im engeren Sinne, sondern ein wirtschaftsphilosophisches.

In den ersten beiden Kapiteln des Buches entwickle ich diese philosophischen und methodologischen Aspekte bereits mit engem Bezug auf chinesische Themen – tatsächlich bedeuten ja die skizzierten analytischen Schwierigkeiten, dass deren Lösung unabhängig vom Einzelfall gar nicht möglich ist. Mit anderen Worten: Die philosophische Reflektion ist nur im Medium der Kulturwissenschaft selbst gehaltvoll möglich. Das erste Kapitel konzentriert sich auf die normative Dimension von Institutionen: Jede Institution gründet in normativen Selbstbindungen von Individuen und Gruppen. Das bedeutet aber, es gibt keine Möglichkeit, diese Institutionen von einem externen Standpunkt aus zu bewerten, wie dies die Wirtschaftswissenschaft gewöhnlich versucht. In seinem Buch ‚Idea of Justice‘ hat der Ökonom und Philosoph Amartya Sen dieses Denken als ‚transzendentalen Institutionalismus‘ bezeichnet und verworfen. Demzufolge greife ich die von ihm entwickelte Alternative als die einzig gangbare auf: die ‚realization-focused comparisons‘, die von der Innenperspektive der Betroffenen und Beteiligten ausgehen. Daraus ergibt sich aber gleich das fundamentale Problem der kulturwissenschaftlichen Analyse von Wirtschaftsstilen: Normative Positionen des Beobachters und normative Positionen der beteiligten Akteure müssen zueinander in Beziehung gesetzt werden. Ein Wirtschaftsstil ist also gar keine Eigenschaft eines Untersuchungsobjektes, sondern entsteht aus dieser Interaktion von Innen- und Außenperspektiven, die ich als ‚Spiegel der Kultur‘ bezeichne.

Die normative Bindung von Institutionen bedingt deren ‚Performativität‘. Ich entwickle ein analytisches Instrumentarium im zweiten Kapitel, das vor allem auf Masahiko Aokis Theorie der Institutionen beruht und diese mit modernen Ansätzen in der analytischen Philosophie der Institutionen kombiniert und erweitert. In dieser Theorie sind Zeichensysteme, bei Aoki ‚öffentliche Repräsentationen‘, zentrale kausale Mediatoren zwischen aggregierten Handlungsmustern und individuellen Dispositionen zum Handeln. Wichtige empirische Perspektiven resultieren unter anderem aus den Analysen von Netzwerken, den Manifestationen von Sozialkapital und in allgemeinsten Form den Ausdrucksformen von Macht. Auf der Basis solcher konstitutiver Elemente konstituiert sich ein Wirt-

schaftsstil als reales Phänomen und ist empirisch beobachtbar in ‚institutionengeleiteten Verhaltensmustern‘. Dieses Konzept ist eng verwandt mit einem Begriff, der in den China-Wissenschaften vermehrt rezipiert worden ist: die *gouvernementalité* Foucaults. Es öffnet uns den Blick auf die Tatsache, dass ‚der Markt‘ nicht einfach ein Raum der Freiheit gegenüber staatlicher Macht ist, sondern selbst ein Aspekt gesellschaftlicher Disziplinierung und Kontrolle. Ich illustriere diese theoretischen Überlegungen unter anderem am Beispiel der chinesischen Bevölkerungspolitik.

Die Kapitel 3-6 behandeln die Realität Chinas. Im Vergleich zur wirtschaftswissenschaftlichen Methode finden sich hier ‚dichte Beschreibungen‘: Wirtschaftsstile werden zugänglich in den konkreten institutionellen Kontexten, in denen Akteure handeln, wie etwa in der Steuerpolitik, dem Management von Unternehmen oder im Konsumverhalten. Dabei kommt ein wichtiges methodisches Verfahren zum Tragen, nämlich die Suche nach ‚Familienähnlichkeiten‘ (im Sinne Wittgensteins) zwischen Chinas Vergangenheit und Gegenwart. Familienähnlichkeiten lassen stilbildende Kräfte erkennen. In meiner Darstellung verweben ich also ganz bewusst Geschichte und Gegenwart Chinas, ohne eine strikte zeitliche Sequenz zu beachten oder notwendigerweise eine kausale Kette zu postulieren. Eine solche Zurückhaltung ist methodisch geboten, weil ich, wie im ersten Kapitel erläutert, ‚Kultur‘ nicht als eine statische exogene Determinante von Verhalten betrachte, sondern als Ausdruck kreativer individueller Sinnstiftungen.

Im dritten Kapitel betrachte ich die vielleicht bedeutendste Familienähnlichkeit, nämlich den ‚Nexus der Macht‘ zwischen zentralem und lokalem Staat und die Art und Weise, wie dieser Nexus auf der lokalen Ebene reflektiert wird. Der Nexus der Macht schlägt sich vor allem in zwei Phänomenen nieder: Erstens, dem Primat des *state building* für die institutionelle Transformation zur Marktwirtschaft, exemplifiziert unter anderem im Einfluss des Fiskalsystems auf die Eigentumsordnung, und zweitens, den Phänomenen des Regierungswettbewerbs zwischen lokalen Gebietskörperschaften und des lokalen Experimentalismus. Der Nexus der Macht ist aber auch die besondere Form der *gouvernementalité* der chinesischen Marktgesellschaft, wie sie für das vorrevolutionäre China klassisch Skinner beschrieben hat. In diesem Nexus verschwimmen die Grenzen zwischen Markt und Staat: Der Staat gestaltet den Markt, der Markt schränkt staatliches Handeln ein. *State building* und ökonomische Transformation sind zwei Aspekte eines integralen institutionellen Wandels.

Im vierten Kapitel betrachte ich Netzwerke als Mikrofundierung der institutionellen Analyse. Ich greife hier die Theorien des bedeutenden chinesischen Anthropologen Fei Xiaotong auf und zeige, dass konventionelle Kategorisierungen nach ‚Individualismus‘ und ‚Kollektivismus‘ ungeeignet sind, um zu verstehen, wie Verhalten in Werten verwurzelt ist. Das gilt für China ebenso wie für den westlichen Blick auf dessen eigene Realität. Chinesische Netzwerke sind individualistisch und relational-kollektivistisch: Dieses Muster hängt seinerseits mit bestimmten kognitiven Dispositionen zusammen, nämlich der Feldabhängigkeit und der Modularisierung. Methodisch baut dieses Kapitel auf einer Verschränkung zwischen emisch-interpretativen Ansätzen und etisch-kognitions-wissenschaftlichen bzw. psychologischen Methoden auf, also einer Triangulation zwischen Philologie, Anthropologie und Psychologie. Ein wichtiges Ergebnis dieses Kapitels ist die erste Ausarbeitung des Konzepts des ‚Ritus‘ vor dem Hintergrund der sinologischen Diskussion über die ‚Orthopraxis‘ in China. Schließlich kann man aus der Perspektive der Theorie der Netzwerke die Rolle der Kommunistischen Partei Chinas als eine besondere Form der Netzwerkorganisation analytisch greifen (was auch ihren leninistischen Ursprüngen gerecht wird).

Die Analyse von Netzwerken hat Implikationen für die Gestalt von Unternehmen, die ich im fünften Kapitel betrachte. China hat bis in die jüngste Vergangenheit keine ‚Unternehmen‘ als autonome Korporationen hervorgebracht, sondern ‚Unternehmungen‘ als Epiphänomene von Netzwerken. Entsprechend beobachten wir einen Dualismus von Familienunternehmungen auf der einen Seite und staatlichen Unternehmungen auf der anderen, also jeweils zugeordnet zu ‚privaten‘ Netzwerken und ‚politischen‘ Netzwerken – wobei diese Unterscheidung im Sinne der obigen Diskussion bereits konzeptionell problematisch ist, denn beide Formen besitzen bestimmte Gemeinsamkeiten mit Blick auf unternehmenskulturelle Merkmale, wie vor allem den Paternalismus und die organisatorische Offenheit. Ich zeige Familienähnlichkeiten mit dem chinesischen ‚Handelskapitalismus‘ des späten Kaiserreichs auf, etwa mit Blick auf die Rolle der Familienunternehmungen in modernen supply chains als Netzwerkorganisationen. In der *longue durée* ist es außerdem erforderlich, funktionale Äquivalenzen zur modernen Unternehmensorganisation in der traditionellen ‚rituellen Wirtschaft‘ anzuerkennen, beispielsweise, um Familienähnlichkeiten mit der dörflichen Kollektivwirtschaft analytisch auszuwerten (etwa im Kontext von Verwandtschaftsgruppen).

Das sechste Kapitel wendet sich der chinesischen Wirtschaftspolitik zu. Ich behaupte, dass die Modernisierung als nachholende forcierte Industrialisierung die Klammer zwischen dem Wirtschaftsmodell der Mao-Zeit und der Reformära darstellt, und dass erst mit der aktuellen Debatte über die Notwendigkeit, das chinesische Wachstumsmodell zu verändern, ein grundlegender Wandel eingeläutet wird. Wachstumsorientierung ist aus dieser Sicht ein kulturelles, und weniger ‚ökonomisches‘ Fundament des chinesischen Wirtschaftsstils. Insofern gehört auch die neue chinesische Konsumgesellschaft als Element der Modernisierung zu dessen konstitutiven Elementen. Chinas Konsumenten sind Treiber nicht nur des fortlaufenden Strukturwandels der Wirtschaft, sondern nehmen als ‚consumer citizens‘ auch Teil in der Entfaltung einer chinesischen Zivilgesellschaft. Die Konsumgesellschaft ist auch ein Element des chinesischen Innovationssystems: Technologische und organisatorische Innovationen haben in der Reformzeit maßgeblich zum Wirtschaftswachstum beigetragen. Ich zeige unter anderem, dass dieses System als Netzwerkphänomen keineswegs durch die politischen Grenzen der VR China bestimmt wird, sondern zunehmend Reflex eines globalen, kulturell definierten ‚China‘ ist.

Das siebte Kapitel wendet nun die in den ersten beiden Kapiteln entwickelten analytischen Perspektiven auf die Ergebnisse der Kapitel 3-6 an. Zunächst zeige ich, dass Performativität ein endogenes und reflexives Phänomen ist, d.h. sie wird durch ihre Ergebnisse selbst strukturiert und kanalisiert. Diesen Gedanken kondensiere ich im Begriff des ‚Ritus‘ (mit dem Korrelat der ‚rituellen Wirtschaft‘) als einem definierenden Bestandteil des chinesischen Wirtschaftsstils: Das bedeutet, Statusordnungen sind aufs Engste mit ökonomischen Institutionen verwoben und drücken sich in entsprechenden institutionengeleiteten Verhaltensmustern aus (Stadt/Land, modern/traditionell, staatlich/privat etc.). Ich identifiziere eine Reihe von weiteren ‚Mustern‘ des chinesischen Wirtschaftsstils: Neben ‚Ritualismus‘ sind dies ‚Modernismus‘, ‚Wachstumsorientierung‘, ‚Lokalismus‘, ‚Kulturalismus‘ und ‚Netzwerke‘. Am Beispiel des Lokalismus wird dann die Mechanik der Performativität detaillierter analysiert.

Ich schließe das Kapitel in der normativen Dimension ab. Ich versuche zu zeigen, dass die kreative Spannung zwischen lokalem und zentralem Staat eine Form der Institutionalisierung von *realization-focused comparisons* ist. Das bedeutet, der Grad und die Tiefe der Inklusivität dieser Prozesse (also etwa die Inklusion der Landbevölkerung) sind ein Kriterium für die Bewertung der Institutionen. Ich ende mit der Empfehlung,

China aus dem Blickwinkel des Hegelschen Liberalismus zu betrachten, in dem die kulturelle Einbettung von Institutionen und die gegenseitige Anerkennung von Gruppen in unterschiedlichen Domänen der Gesellschaft, mediatisiert in einer zivilgesellschaftlichen Öffentlichkeit, einen größeren Stellenwert besitzt als spezifische Institutionen der westlichen parlamentarischen Demokratie. In der Hegelschen Variante des Liberalismus ist es möglich, die normativen Konflikte zu lösen, die den Umgang des Westens mit China so schwer machen. Aus dieser Sicht ist China auf dem Wege zu einer eigenständigen Form einer modernen, freiheitlichen Gesellschaft.

Jedes Kapitel dieses Buches enthält umfängliche chinawissenschaftliche Analysen empirischer Phänomene. Um der eiligen Leserin den ‚Langen Marsch‘ durch die chinesische Wirklichkeit etwas zu erleichtern, habe ich jedes Kapitel mit einem kurzen Abschnitt versehen, der zur ‚Rast‘ einlädt und die wichtigsten Ergebnisse zusammenfasst. Das erlaubt es, sich mit bestimmten Kapiteln ausführlicher zu befassen, und andere anhand dieser Zusammenfassungen nur cursorisch zu erschließen. Außerdem habe ich die theoretischen Analysen auf die Kapitel 1, 2 und 7 konzentriert, die insofern die empirischen Betrachtungen einklammern. Die Kapitel 3-6 nehmen nur marginal direkt auf die theoretischen Überlegungen der ersten beiden Kapitel Bezug und können also auch als rein chinawissenschaftliche Analysen für sich stehen. Das Buch erlaubt also kreative Rekombinationen im Prozess des Lesens: Man kann sich auf die Theorie konzentrieren und liest dann nur die Zusammenfassungen der Kapitel 3-6, oder man interessiert sich für bestimmte chinawissenschaftliche Themen besonders und informiert sich nur knapp über den theoretischen Rahmen. Jedes chinawissenschaftliche Kapitel kann auch weitestgehend eigenständig vertieft werden.

Ich widme dieses Buch dem Gedenken an Helmut Martin, der mir als jungem Nachwuchswissenschaftler, damals noch am Kölner BIOst beschäftigt, viel Vertrauen schenkte und mich 1989 einlud, mit ihm gemeinsam das „Europäische Projekt zur Modernisierung in China“ zu leiten, das von der VolkswagenStiftung zwischen 1991 und 1997 großzügig unterstützt wurde.¹ Das Projekt setzte sich zum Ziel, wirtschaftswissen-

¹ Einen kompletten Überblick zu diesem Projekt bietet das Buch ‚Vernetzungen: Wirtschaftlicher und kultureller Wandel in China. Entwicklungen, Strukturen, Protagonisten‘ (Martin und Herrmann-Pillath 1998).

schaftliche und kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die chinesische Modernisierung zu verbinden, und chinesische Studenten, Wissenschaftler und Intellektuelle an prominenter Stelle in den Forschungsprozess einzubinden. Es hat mein Bild Chinas zutiefst geprägt, und die wichtigsten meiner heutigen wissenschaftlichen Weggefährten in China habe ich damals kennengelernt. So gesehen, ist dieses Buch die letzte Frucht meiner Zusammenarbeit mit Helmut Martin. Dies ist vor allem in einer Hinsicht zutreffend: Helmut Martin trieb sein ganzes Leben die Sorge um China um. Meine wirtschaftsphilosophische Auseinandersetzung ist in ähnlicher Weise nicht nur der Versuch einer wissenschaftlichen Beschreibung und Analyse, sondern auch das Ringen um eine ‚stilbildende Idee‘ für die chinesische Wirtschaft, Politik und Gesellschaft, ähnlich wie sie die ‚Soziale Marktwirtschaft‘ für Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg war.